

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General=Anzeiger für Schlesien und Posen“

Der neue Weg

Eine Bußtag=Skizze von Paulrichard Hensel.

(Nachdruck verboten.)

Er war betroffen an der Tür stehen geblieben. Aber nun konnte er nicht mehr zurück. Er war in der Eile zu einem Arzt gegangen, den er nicht kannte, und als sich die Tür öffnete, stand Irene Sand in weißer Schwesterntracht vor ihm.

Irene — drei=, viermal sah er sie in der Tür des Wartezimmers erscheinen und die wartenden Patienten rufen, und er war froh, daß er Zeit hatte, seine Gedanken zu sammeln. Ein Jahr lang hatte er sie nicht gesehen, er glaubte ausgelöscht, was nur eine Episode schien und doch ein großes Erlebnis war. Warum sonst fühlte er sich jetzt so betroffen und erregt? Er hatte Irene lieb gehabt, aber es wurde ihm nicht leicht gemacht. Sie schien zu den jungen, unbekümmerten Mädchen zu gehören, die ihre Jugend nach eigenen Wünschen auskosten, die geliebt und begehrt sein wollten, ohne sich selbst zu binden. Immer erzählte sie von ihren Freunden, von Ausflügen und abendlichen Vergnügungen; ihre Tage schienen mit den vielfältigsten Dingen ausgefüllt zu sein, so daß nur wenige Stunden für Claus Anders übrig blieben. Und doch fühlte er, daß Irene an ihm hing. Aber immer, wenn er glaubte, ein Stückchen ihrer Seele erobert zu haben, ihr näher gekommen zu sein, rückte sie mit ein paar leichtsinnigen und neckenden Worten wieder von ihm ab, als wolle sie ihm zu verstehen geben, daß er nicht der Einzige sei, der in ihrem Leben stehe. Und zu jener Zeit grade, als er sie mit beharrlicher Liebe ganz genommen zu haben glaubte, löste sie sich aus seinem Leben, ohne Auseinandersetzung, ohne Abschied. Sie verreiste, aber er hörte auch später nichts mehr von ihr. Nicht viel mehr als Skepsis und Mißtrauen hatte er zurückbehalten. —

Nein, er konnte jetzt nicht zu dem Arzt hinein gehen. Er war zu befangen. Aber draußen in der Diele, als ihn die Schwester wieder verwundert hinausließ, raunte er ihr zu: „Ich warte auf Dich.“ Und sie nickte, als könne es gar nicht anders sein.

Es dauerte lange, bis Irene Sand kam. Dann saßen sie in einer kleinen Konditorei. „Wie oft vor einem Jahr,“ dachten sie wohl beide gleichzeitig. Und dann kam die erste Frage, zögernd, aber doch nicht zurück zu halten: „Warum hast Du gar nicht mehr nach mir gesucht, Claus.“

„Du wolltest doch fort, Irene. Und Du hast mich auch kaum vermißt. Es waren ja immer so viele Menschen um Dich.“

„Hast Du das wirklich geglaubt? Niemand war da. Ich hatte doch nur Dich —“

Er sah sie grenzenlos verwundert an. „Du hast es mir immer anders erzählt, mich immer fühlen lassen, daß ich in Deinem Leben nicht allein stehe. War es nicht so?“

Das junge Mädchen nickte. Es war ein leiser, aber inniger Klang von Scham in ihrer Stimme, als sie weiter sprach.

„Ja, ich habe Dir viel erzählt, was nie Wahrheit war. Ich wollte nicht kindisch und dumm vor Dir erscheinen, Du solltest Dir in dem Gedanken, daß mir auch andere nahe stehen, Mühe geben um mich. Du solltest auch, wenn Du einmal von mir fort wolltest, nicht Rücksicht auf mich nehmen, vielleicht aus Mitleid nur bleiben, sondern solltest mich getröstet wissen. Ja, auch das gebe ich zu. Interessant wollte ich mich machen. Aber — mag es richtig oder falsch gewesen sein — es war doch alles nur, um Dich zu halten, um Dir nicht zu vertraut zu werden, damit Du immer wieder neu mich gewinnen mußtest.“ Sie zögerte verlegen. „Dann wurde mir dies Verstellen doch zur Qual. Ich bildete mir fest ein: Nun mußt Du wissen, daß ich dich liebe — aber ich wollte es bestätigt sehen. Darum fuhr ich fort. Jeden Tag wartete ich auf Dich. Du kamst nicht.

Ein paar Monate später erfuhr ich, daß ich dich ganz verloren habe. Aber nein, sag nichts dagegen, ich verstand es ja, warum solltest Du ohne Frau sein? Ich hatte gespielt, warum solltest Du das Spiel ernst nehmen?“ Als wollte sie die aufkeimende Schwermut ihrer Worte wegwischen, lächelte sie und sagte mit verändertem Tone: „Ist es nicht merkwürdig, daß wir uns gerade heute begegnen? Ich glaube, Du, jetzt wissen wir, woran wir morgen am Bußtag zu denken haben.“

Claus Anders sah in die braunen Augen des Mädchens und es schien ihm, als hätte er sie nie in diesem klaren Lichte gesehen. Er war betroffen, daß Irene mehr von ihm wußte, als er geahnt hatte, aber kein Wort des Vorwurfs traf ihn, keine Klage, nein, daran dachte Irene Sand nicht. Sie war nur ein wenig schwermütig, daß es anders gekommen, als sie es in jugendlicher Unbekümmertheit vorausgesehen hatt. Langsam, bittend nahm er ihre Hände.

„Ja, wir beide werden morgen am Bußtag denken.“ sagte er. „Auch ich. Ich hätte an Dich glauben sollen und durch Deine Worte hindurch Dein Herz sehen müssen. Das ist meine Bußpflicht. Aber, Irene, da es sich doch um Dinge handelt, die nur uns beide angehen, und da Büßen doch nichts weiter als Bessermachen heißt, ist es da nicht gut, wenn wir morgen den Tag zusammen verleben — und sei es nur, um zu versuchen, ob wir noch Freude daran haben, zusammen zu sein?“

Irene Sand zog ihre Hand nicht zurück. „Wenn Du es für gut hältst, Claus . . .“ Dann löschte eine von neuer Freude geweckte Schelmerei den ungewohnten Ernst in ihrem Gesicht aus: „Aber es wird ein ernster Tag werden. Denn ich spiele nicht mehr . . .“

In aufwallendem Gefühl drückte der Mann die kleine Hand des Mädchens, das eine Frau geworden war.

„Dank.“ sagte er nur.

Kameraden

Aus bald vergilbten Blättern. Erzählt von Otto Fabian.

(Nachdruck verboten.)

Entfesselte Hölle um Verdun. Rasender Feuerorkan über Höhen und Schluchten. Nächte, vom Mündungsfeuer glühender Geschützrohre durchzuckt, vom bunten Reigen spielerisch anmutender Raketen durchflossen.

Und über den lehmbekrusteten, willensharten Kämpfern, wie eine schmerzhaft=brutale Faust in ihrem Nacken, der dumpfe, noch nicht zur Erkenntnis gereifte Gedanke: Dieses Ringen wächst sich zur Tragödie aus.

Wer zählt euch, ihr Schluchten und Steinbrüche voll ingrimmiger Kämpfe und bitteren Sterbens?

Wer nennt euch, ihr Höhen und Hügel, von Feuergarben umloht, von Eisensplittern gepflügt, von Schweiß und Blut getränkt, über Nacht aus Bedeutungslosigkeit zu titanenhafter Größe gewachsen?

Wer könnte euch je vergessen, ihr aufgewühlten Erdschollen, darin so mancher Kopf sich eingrub wie in einem Mutterschoß voll Geborgenheit?

Vertrich liegt verwundet in einem Granattrichter hart an der Sohle der Schlucht. Neben ihm kauert Remke, sein treuer Gefährte, ebenfalls verwnudet. Daneben stöhnen Kameraden, graue Gestalten, von Sanitätern nach dem letzten wahnsinnigen Feuerüberfall hier zusammengetragen.

„Den Baum hätten wir fällen sollen,“ ächzte Remke.

„Hätten wir! Hätten wir!“ wiederholte Vertrich, der gerade damit fertig geworden ist, sein Halstuch zu einer Binde für seinen zerschmetterten Arm zu verknoten.

Nach solchen verwehten Gedankenfetzen nimmt das lastende Schweigen die graue Schar wieder in seine Arme. Die Sekunden sind breit gesponnen, die Minuten wiegen doppelt und dreifach so viel wie sonst, und die Stunden berstend voll von Möglichkeiten, quälen sich dahin wie gichtische Füße.

Unwirklich fern scheint der einsame Granattrichter, wie unberührt vom wuchtenden Schritt der erbitterten Schlacht. Und doch nicht fern, grausam wirklichkeitsnah, eingewoben in das tragische Geschehen dieses Ringens,

Ueber dem Rollen der Einschläge thront eine Stimme. Männlich stark, unbeirrt, noch nicht eingehüllt von Schauern des Todes. Seit Stunden schleudert sie Verderben gegen die feindlichen An-

marschstraßen. „Erstes Geschütz — zweites Geschütz — drittes Geschütz — — — Roll — fal — ve — —“

Bertrich hört diese Stimme und fühlt eine leise Feindschaft in sich aufkommen. Auf vier Geschosse zahlen sie drüben mit zwanzig schwersten Festungskalibern. Und alle zischen drohend über dem Erdloch voll menschlicher Qual hinweg.

Gegen Morgen sagt Bertrich: „Hier erleben wir den Tag nicht, Remke. Ich haue ab.“

„Mensch,“ fährt Remke hoch, „Mensch, Du willst — —“

„Mach' ich,“ schneidet Bertrich den Gedanken ab. „Einmal müssen sie doch schlapp werden, müssen essen, trinken, sonst was tun.“

Remke spürt, daß Bertrich handeln wird. Er macht sich innerlich bereit, ihm zu folgen. So oder so, denkt er, alles auf eine Karte zu setzen, ist auch nicht das Schlechteste.

Unterdes geistern die ersten zagen Vorboten des kommenden Tages durch die Schlucht. Richtig, das Feuer flaut leicht ab. Eine wohltuende Mattigkeit beginnt sich auszubreiten.

Bertrich sitzt kerzengrade. Seine Augen saugen die Umgebung ein, sein geschärftes Ohr scheidet die Geräusche.

„Auf!“ sagt er plötzlich und knöpft den Rock zu. Remke folgt wie unter einem Zwange. — Sie sind auf der Sohle der Schlucht. Kühler Morgenwind streicht an ihnen vorbei. Ihre Augen übersehen das Grauen um sie her. Unheimlich schreitet das Schweigen ihnen voraus.

Sie erreichen die Straße. Eine zarte Hoffnung blüht in ihnen auf. Am Ende dieses granattrichterbesäten, zerhackten Streifens Erde, den man früher Straße nannte, müssen Ruhe und Geborgenheit wohnen. Wer mit geschlossenen Augen Fuß vor Fuß setzt, entrinnt der Hölle! Undenkbar!

Fern im Osten glüht der neue Tag, „Schicksal und Erfüllung für viele. Bertrich zuckt zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Irgendwo knattert es ein paarmal hohl und trocken.

„Sie kommen!“ schreit er und stürzt in den Straßengraben. Fauchen, Bersten, Geklirr. „Kattun,“ sagt Bertrich und hebt den Kopf. Remke liegt nicht weit von ihm. Sein Gesicht ist fahl wie der lehmige Waffenrock. „So oder so,“ sagt er, als wöge er zwei Möglichkeiten gegeneinander ab. Auf einmal lachte er lange und heiser, daß es Bertrich eiskalt über den Rücken läuft. „Dreck, Dreck! Schluß damit — hahahahaaa . . .“

Sie horchen. Irgendwo, nicht weit, rasselt es. Sie richten sich auf und trauen ihren Augen nicht. Eine Munitionskolonne kommt um den kleinen Weinberg gerast, der sich weit gegen die feindliche Front vorschiebt. Voran der Führer zu Pferde.

Bertrich winkt mit der unverletzten Hand. „Nutzlos,“ sagt Remke, Seine Stimme ist von Zweifeln durchbebt. „Um uns zwei in diesem Feuer halten?“ Er tippt mit dem Finger an die Stirn.

Die Kolonne braust heran. Sie hören das Rasseln der Ketten, das Schnaufen der Pferde, das Janken des Lederzeugs. Die Fahrzeuge schleudern hin und her. Bertrichs Augen werden starr. Ein schwacher Hoffnungsschimmer breitet sich über eine zertrümmerte Welt in ihm. In diesem Augenblick hebt der Führer den Arm. Seine großflächige Hand hängt im fahlen Dämmerlicht wie ein weithin sichtbares Zeichen unverbrüchlicher Treue.

Die Pferde bäumen sich unter hartem Griff hoch auf. Die Kolonne hält. Artilleristen springen von den Fahrzeugen. Hoch im Bogen schwingen zwei Körper über den Wagenrand.

Klatschende Peitschenhiebe, flockender Schaum von Trensen und Zügeln! Wie Wespen umschwirren Granaten und Schrapnells den polternden Zug. Dann ist die Feuerzone durchrast. Die Fahrt verliert an Wildheit, wird ruhig und gefahrlos. An einer Sammelstelle hält die Kolonne.

„Gewonnen!“ jauchzt Bertrich. Die Artilleristen lachen, und alles freut sich, daß sie dem Sensenmann ein Schnippchen geschlagen.

„Remke!“ ruft Bertrich, als er wieder Boden unter den Füßen gewinnt. „Das hättest Du nicht geglaubt, was?“

Remke liegt noch im Fahrzeug. Er antwortet nicht. Die Artilleristen sehen sich verwundert an. Das Lachen flieht, dafür tritt eine peinliche Stille in ihren Kreis.

„Was — machst — — Du — denn?“ lallt Bertrich.

Jemand richtet Remke auf. Er ist tot. Aus einer Kopfwunde versickert sein junges Leben. Auf seinem Gesicht aber ist ein Lächeln stehen geblieben. So rein und kindlich, wie es nur der Freude über etwas Großes, Wunderbares entspringen kann, an dessen Erleben man nicht mehr zu glauben wagte.

Der Preis der Volkstümlichkeit

Was es heißt, ein berühmter Komödiant zu sein.

Von Harold Lloyd
(dem weltbekannten Filmschauspieler).

(Nachdruck verboten.)

Kein Ansehen zu genießen ist immer wohlfeil. Und die Volkstümlichkeit bildet keine Ausnahme von dieser Regel. Filmschauspieler, die einen weltbekannten Ruf erworben haben, verlieren gewöhnlich an persönlichen Freiheiten, was sie durch die Gunst des Publikums gewinnen. Auch können sie sich nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen. Sie benötigen ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte, um ihren repräsentativen Verpflichtungen nachzukommen. Denn die Fähigkeit des Publikums, seine Lieblinge zu vergessen, wird nur von der Starsucht neuer Schauspieler übertroffen. Ueberdies werden vom volkstümlichen Helden ganz andere Dinge verlangt als von einem Menschen, der sein Ziel noch nicht erreicht hat. Ständig steht sein Ruf auf dem Spiel. Jede neue Aufnahme muß ein bombensicherer Treffer sein.

Ich bin zu der Ansicht gelangt, daß die Wahrung eines Künstlerrufes mit der Tätigkeit eines Bärenführers vergleichbar ist. Gewiß kann dieser Führer die Zügel seines Bären zeitweilig anderen hilfsbereiten Menschen anvertrauen. Wer aber wäre gern bereit, diesen Bären liebevoll aufzuziehen? Das Berühmtsein ist demnach mit offensichtlichen Nachteilen verbunden.

Wenn ein Künstler das Interesse und die Gunst des Publikums errungen hat, kann er diesem nicht einfach erklären: „Sie müssen mich entschuldigen. Ich bin nur jeden zweiten Mittwoch zwischen drei und fünf Uhr für Fremde zu sprechen und zu besichtigen. Den Rest der Zeit aber bin ich Privatmann und muß Sie deshalb bitten, mein Privatleben zu berücksichtigen.“ Er kann so etwas nicht sagen, falls er sich sein Publikum zu erhalten trachtet. Oeffentlichkeit, nicht Zurückgezogenheit ist sein Schicksal, ganz gleich, ob er sie liebt oder nicht.

Es gibt Menschen, welche die Oeffentlichkeit besonders lieben und sich in ihr sehr wohl fühlen. Sie gewähren dort auch einen guten Anblick. Glauben Sie mir, es ist keine übergroße Bescheidenheit meinerseits, die mich davon abhält, mich in der Offentlichkeit zu zeigen, sondern einfach das Bewußtsein, dort keine gute Figur abzugeben.

Ich erinnere mich noch genau eines Vorfalles, als ich von Hollywood nach Newyork zurück fuhr und mich riesig darüber freute, inkognito zu reisen. Unglücklicherweise währte dieser holde Wahn nur kurze Zeit. Der Zugführer hatte mich leider erkannt, seine Weisheit brühwarm allen Fahrgästen verzapft und meine Ankunft bei der nächsten Station schon telegraphisch gemeldet. Na, es ist ja ganz nett, der Liebling des Publikums zu sein; allerdings weniger nett, wenn man plötzlich durch eine Musikkapelle aus den süßesten Träumen gerissen wird. Der Zug hält. Schnöder Verdacht steigt in mir hoch, daß jetzt etwas passiert. Das Bewußtsein, unrasiert und ohne Kragen zu sein, ist auch nicht gerade angenehm. Rap! Rap! Rap! klopft es schon an meine Abteiltür. Da kann man halt nichts gegen machen. Also raus! Unrasiert und recht verlegen grinse ich die versammelte Einwohnerschaft von Mobile an. Die Leute von Mobile grinsen wieder. So ganz privatim denke ich jedoch, daß mich die anderen in meinem jetzigen Aufzug wohl kaum für den echten Harold Lloyd, vielmehr für einen ausgekochten Schwindler halten.

In den Restaurants und Straßen von Mobile gelingt es mir, dank dem Umstand, daß ich zufällig meine Hornbrille nicht trage, der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entgehen. Ich bin jetzt nicht der Harold Lloyd des Films. Bis einige Gassenjungen sich beharrlich an meine Fersen heften. Sie vermehren sich an jeder Straßenecke, und das ist dann, wie jeder einigermaßen geschulte Psychologe weiß, der Auftakt zur Parade. Dabei hege ich gar nicht den Ehrgeiz, eine Art von Parademarschall zu werden . . .

Ein anderes Mal mußte ich eine ganze Skala von Vorsichtsmaßregeln anwenden, um mich den Augen der Straßenjugend zu entziehen. Meine Gesellschaft versuchte mich für eins meiner Lustspiele zwischen der Kreuzung Broadway-42. Straße zu filmen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, „um die Szene zu stehlen,“ wie wir so sagen. Die Kamera hatte man heimlich in einen Wäschewagen gestellt. Ich selbst wartete mit einem Blumenstrauß in der Rechten im Dunkel eines Torwegs, um auf ein verabredetes Zeichen vorzustürzen und den Broadway in größter Hast zu überqueren. Das Signal ertönte. Ich rannte los. Richtung Verkehrsschutzmann. Kaum hatte ich ihn erreicht, so schob sich zwischen mich und unsere maskierte Kamera eine Schar Kriminalpolizisten und blieb dort stehen. Sie erkannten zwar bald die Sachlage und räumten das Filmfeld, doch war es bereits zu spät. Eine Menschenage hatte sich inzwischen um mich, der ich mit meinen Blumen ganz betrübt dastand, gesammelt. Wir rückten ab, mußten aber eine halbe Stunde lang hin und her ziehen, bis es uns endlich gelang, unseren hartnäckigen Verfolgern zu entkommen.

Bunte Chronik

ck.. **Zigaretten-Sünden der Gäste.** Ein recht merkwürdiges Licht auf das Benehmen innerhalb der englischen Gesellschaft werfen bewegliche Klagen, die von Damen der führenden Kreise in London ausgestoßen werden. Danach ist die Zigarette geradezu eine Gefahr geworden, und die Sachbeschädigungen, die die unvorsichtigen und rücksichtslosen Gäste zurücklassen, bereiten der Wirtin schweren Kummer. Zigarettensünden dieser Art werden von Herren und Damen in gleicher Weise verübt, aber das männliche Geschlecht soll sich noch viel schlimmer benehmen als das weibliche. Man läßt nicht nur brennende Zigaretten überall herumliegen, sondern man drückt die Enden auf dem nächsten Möbelstück aus oder stampft sie in den Teppich ein. „Nach meiner letzten Gesellschaft,“ berichtet eine Dame, „fand ich wohl zwei Dutzend Zigaretten, die auf dem Ebenholz des Flügels ausgedrückt waren und dort häßliche Flecken hinterlassen haben. Ein kostbarer Rokokotisch aus Palisanderholz hatte durch eingebrannte Stellen schwer gelitten; mehrere Decken mit Stickereien zeigten Löcher, die Teppiche waren angebrannt, und ein schwerer Vorhang schwelte tatsächlich.“ „Die Beschädigungen durch brennende Zigaretten, die achtlos herumgeworfen werden, sind die größten Kosten, die heutzutage bei einer Gesellschaft entstehen,“ klagte eine andere Wirtin. „Die Rücksichtslosigkeit der jungen Leute ist geradezu erstaunlich, und ich habe bereits beschlossen, Gäste, die ich bei solchen Sünden beobachte, nicht mehr einzuladen.“ Um sich gegen diese „Brandstifter“ wenigstens etwas zu schützen, stellen die Damen in alle Zimmer und an jeden nur erdenklichen Ort große Aschbecher, um sie als „Köder“ für Zigarettenstumpfe zu benutzen. Aber auch diese Vorsichtsmaßregeln sollen bisher nicht viel geholfen haben.

ck. 95 **neue Dollarmillionäre.** Die Zahl der Amerikaner, die ein Einkommen von mehr als einer Million Dollar haben, hat sich im vergangenen Jahr auf 290 erhoben, gegen das Vorjahr

Eine der ältesten Kirchen Deutschlands



Die aus dem frühesten Mittelalter stammende Kirche in Terpt im Kreise Calau i. Brandenburg ist jetzt vollständig erneuert worden. Am Altar fand man auf einer alten Farbschicht die Jahreszahl 1500; man nimmt deshalb an, daß die Kirche im 30jährigen Krieg verschont blieb.

---

um 95 vermehrt. Unter diesen neuen Krösussen befinden sich 26 Frauen, von denen drei unverheiratet sind. 11 Persönlichkeiten, die als „Ueber-Millionäre" bezeichnet werden, versteuern ein jährliches Einkommen von über 5 Millionen Dollar; zu diesen gehört keine Frau, da die vier reichsten Frauen „nur" zwischen 8 und 4 Millionen Dollar Einkommen haben. Die größte Zahl der Dollarmillionäre wohnt im Staat Newyork, nämlich 136, an zweiter Stelle kommt Pennsylvanien mit 34. Nur 3,45% der 120 Millionen Amerikaner zahlen überhaupt Einkommensteuer; aber diese wenigen bringen eine Summe von 850 Millionen Dollar auf.

ck. **Das erste Baby ist der Luft geboren.** Zum ersten Mal in der Geschichte des Fliegens ist, wie kürzlich berichtet, ein Flugzeug in eine Wochenstube verwandelt worden und ein neuer Erdenbürger hat hoch in den Lüften das Licht der Welt erblickt. Natürlich ist diese „Luft-Geburt" in Amerika erfolgt, denn wo sonst in der Welt dürfte wohl eine werdende Mutter als höchsten Ehrgeiz den Gedanken hegen, ihrem Kinde hoch in der Luft das Leben zu schenken. Tatsächlich ist jetzt ein 7½ Pfund schweres Mädchen von Frau M. D. Evans geboren worden, während der Fokker-Apparat, in dem sie weilte, 400 Meter hoch über der Stadt Miami in Florida seine Kreise beschrieb. Außer der Dame, die ihre schwere Stunde in so luftiger Höhe erwartete, befanden sich in dem Flugzeug noch ihr Gatte, ihre Mutter, zwei Pflegerinnen, zwei Krankenwärter und der Arzt, der als Geburtshelfer dienen sollte. Außerdem waren noch zwei Piloten da, die sich in der Führung des Flugzeuges ablösen sollten. Eine halbe Stunde vor der Geburt wurde Frau Evans in einem Krankenwagen nach dem Flugplatz gebracht, und in das Flugzeug hinaufgezogen. Der Apparat erhob sich dann, kreiste eine Zeitlang, bis die Geburt glücklich vonstatten gegangen war, und ging dann rasch nieder. Auf dem Landungsplatz wartete bereits der Krankenwagen, der Mutter und Kind nach dem Säuglingsheim brachte, wo sich beide nach den überstandenen Ereignissen sehr wohl befinden.

ck. **Das Fiasko des Telephonweckers.** Nach dem Vorbild amerikanischer Telephonunternehmungen hatte auch die französische Telephonverwaltung ihren Teilnehmern die Möglichkeit gewährt, sich frühmorgens durch telephonischen Anruf gegen eine Gebühr wecken zu lassen. Die Einrichtung wurde zuerst versuchsweise in Marseille eingeführt, aber sie hat sich so wenig bewährt, daß man sie wieder gänzlich abgeschafft hat. Im März des Jahres gab es in Marseille 75 Abonnenten auf den morgendlichen Weckruf. Im Juni waren es nur noch 60 und im August 35. Im September ging die Zahl noch mehr zurück, und daraufhin hat man den „Telephonwecker" wieder abgeschafft. Augenscheinlich geht es dem modernen Menschen, der schon den Tag über so viel von der Telephonglocke belästigt wird, besonders auf die Nerven, wenn er auch noch des Morgens auf diese Weise aus den Armen des Schlafes herausgerissen wird.

ck. **Die Afghanen prüfen ihren neuen König.** Die Afghanen haben mit ihren letzten Herrschern so schlechte Erfahrungen gemacht, daß sie in der Wahl des neuen Königs sehr vorsichtig gewesen sind und ihn erst einer besonderen Prüfung unterwarfen, bevor sie ihn anerkannten. In dem geräumigen Hof der Burg von Kabul hatten sich Abordnungen aller Stämme des Landes versammelt und nach langen Erörterungen wurden 45 Vertreter ausgewählt, die in dem Beratungssaal eine „Jirga" oder Prüfung abhalten sollten, in der man dem Sieger Nadir Khan erst gehörig auf den Zahn fühlen wollte. Der Führer, ein bärtiger Held in zahllosen Schlachten, eröffnete die Verhandlung mit der Frage, welche Form die Regierung Nadir wählen wolle. Als dieser erwiderte, er wolle Afghanistan durch eine starke Zentralregierung beherrschen, erklärte der Sprecher, man habe mit den sog. strengen Regierungen sehr schlechte Erfahrungen gemacht: Steuern, Zölle, Abgaben und Pflichten aller Art seien dem Volk von dem früheren König Amanullah aufgelegt worden. Jeder Stamm habe Truppen für die Staatsarmee stellen müssen, und sie hätten keine Gegenleistungen empfangen. Die hohen Beamten hätten „die Gerechtigkeit an die Höchstbietenden verkauft"; Amanullah habe große Mengen afghanischer Rupien bei seinen Reisen in Europa verschwendet und nach seiner Rückkehr Reformen eingeführt, die für das Land unerträglich waren. Wenn das die Früchte einer strengen Zentralregierung wären, dann wollten die Stämme lieber zu örtlichen Regierungen zurückkehren. Nadir Khan wies in seiner Erwiderung auf die großen Fortschritte hin, die in Afghanistan gemacht worden seien, auf die Ausbeutung der Bergwerke, auf die Anlage von Eisenbahnen, Wegen, die Durchführung der Bewässerung und der Aufforstung; alles dieses könne nur von einer starken Zentralregierung durchgesetzt werden. Nach vielen Hin- und Herreden forderten die Abgeordneten von Nadir das feierliche Versprechen, daß er, wenn er zum Herrscher erwählt werde, nicht die Wege der früheren Monarchen einschlage, deren Hauptziel persönliche Bereicherung gewesen sei. Nachdem der Khan gelobt hatte, die Wünsche der Stämme zu berücksichtigen, versprachen sie ihm Unterstützung und machten ihn zum Herrscher.

* **Im Dunkeln lesbare Theaterzettel.** Mancher Theater- oder Konzertbesucher hat es wohl schon als einen schweren Nachteil empfunden, daß er während der Vorstellung im verdunkelten Zuschauerraum seinen Programmzettel oder sein Textbuch nicht entziffern konnte. Diesem Mangel hilft jetzt ein großes Londoner Theater dadurch ab, daß es leuchtende Zettel herausgibt, die auch im Dunkeln bequem lesbar sind. Das Prinzip ist dasselbe, wie wir es von den leuchtenden Zifferblättern unserer Uhren her kennen. Solange der Zuschauerraum erleuchtet ist, lassen sich die Zettel wie jede andere Schrift lesen, nur daß der Text hier in weißen Buchstaben auf schwarzem Untergrund erscheint. Die weißen Buchstaben fangen aber an zu leuchten, sobald das Licht ausgeschaltet wird, und sind daher auch dann sehr gut zu lesen. Der Masse, mit welcher der Text gedruckt wird, ist eine kleine Menge radioaktiver Substanz beigemengt, sowie noch eine andere Chemikalie, die im Dunkeln leuchtet, sobald die radioaktiven Strahlen sie treffen. Um was es sich dabei handelt, ist noch Geheimnis des Erfinders. Derartige Stoffe sind natürlich sehr teuer, die erforderlichen Mengen aber so gering, daß angesichts der großen Vorteile, die das Verfahren bietet, seine Einführung sich doch bezahlt macht.

* **Die Schauspielerin mit den 14 Wanzenstichen.** Nicht als ob jemand zum Kaufmann gekommen wäre, und für zehn Mark Wanzenstiche verlangt hätte. So ist das nicht zu verstehen, sondern so: Eine Schauspielerin, die in Prag gastierte, hatte sich in einem Hotel für zwei Nächte eingemietet, zog aber bereits nach der ersten Nacht aus, weil sie von vierzehn Wanzen gebissen worden war. Behauptete sie. Nachgewiesen wurden nur 14 Wanzenstiche, die natürlich auch von einem oder zwei der lieblichen Bettbewohner herrühren konnten. Jedenfalls ließ sie, nachdem ein Arzt ihr das Vorhandensein der Stiche bestätigt hatte, eine Klage gegen den Hotelier vom Stapel und verlangte 1200 Kronen Schadenersatz? Schaden? Sie sei eben verunstaltet worden und habe ihre Rolle außerdem so mäßig gespielt, daß man sie daraufhin nicht engagierte. Das Gericht erkannte tatsächlich in Höhe der verlangten Summe, so daß dem Hotelwirt jeder Wanzenstich auf 85 Kronen zu stehen kam. Da kann er noch von Glück sagen, daß sich die Wanzen nicht intensiver betätigten.

ck. **Die Henne bringt es an den Tag.** Hennen, die sich verlaufen, bringen gewöhnlich nur Mühe und Unruhe mit sich, aber eine solche verirrte Henne hat kürzlich in dem Ort Merlas bei Grenoble zur Aufdeckung eines Justizirrtums beigetragen. Vor neun Jahren wurde ein Bauer Delphin Poulat, während er mit seinen Rindern auf der Straße fuhr, durch einen Schrotschuß im Gesicht verletzt. Nach langer Untersuchung wurde der frühere Bürgermeister von Merlas Garon wegen Mordversuches verhaftet, und da bewiesen war, daß der Schuß aus seiner Jagdflinte abgefeuert wurde, erklärte man ihn für schuldig und verurteilte ihn zu drei Jahren Gefängnis und 18 000 Francs Schadenersatz. Vor einigen Tagen war einer Frau Burlet in Merlas eine Henne verloren gegangen; sie suchte sie und fand sie schließlich in einem verlassenen Gehöft unter einem Haufen von altem Stroh. Wie sie die Henne aufgriff, fiel ihr unter dem Stroh ein beschriebenes Blatt Papier in die Hände, auf dem unter dem Datum des Februar 1920 folgendes aufgezeichnet stand: „Ich, der unterzeichnete Joseph Granat erkläre, daß ich die Schrotflinte des Herrn Garon aus seinem Gehöft genommen hatte und durch Zufall Delphin Poulat verletzte. Ich bitte denjenigen, der dieses Papier findet, die Tatsache zur Kenntnis des Gerichtes zu bringen." Zwei Monate nach diesem Bekenntnis beging Granat Selbstmord. Garon, der trotz seiner Unschuld seine Strafe verbüßen und bezahlen mußte, hat jetzt das Wiederaufnahmeverfahren zur Wiederherstellung seiner Ehre beantragt.

Briefkasten

A. K. 5. Es ist nicht gut anzunehmen, daß Ihnen das Urteil nicht zugestellt bezw. an irgend einer öffentlichen Stelle zum Aushang gebracht worden ist. Daher ist selbstredend die Frist verstrichen. Sie werden nichts mehr ausrichten.

A. P., Lehrer i. R., Osterwitz. Die letzte Auslosung ist uns zur Veröffentlichung nicht zugegangen. Wenden Sie sich an die Geschäftsstelle des Reichs- und Staatsanzeigers, Berlin.



Deutsche Normen im Auslande

Die Normung von Industrieerzeugnissen hat nicht nur eine große Bedeutung für die Rationalisierung und Vereinfachung des Produktionsprozesses, sondern sie stellt auch für die Masse der Konsumartikel eine starke Erleichterung der Absatzmöglichkeit dar, denn es ist leicht ersichtlich, daß bei allen den Gegenständen des täglichen Bedarfs, bei denen ein besonderer individueller Geschmack des Konsumenten nicht berücksichtigt zu werden braucht, der Anreiz zum Erwerb gesteigert wird, wenn jederzeit die Möglichkeit besteht, auf Grund der Normung leicht und ohne Zurückgreifen auf eine einzige Herstellerfirma Ersatz und Ergänzung zu erlangen. Diese Bedeutung der Normung für die Marktaufschließung gilt nicht nur im Inlande, sondern auch in erhöhtem Maße für den Exportmarkt.

Die großen Exportländer, insbesondere England und Amerika, haben diese Bedeutung auch voll erkannt und bereits in einer fast zehnjährigen Arbeit dafür Sorge getragen, daß die für ihre Industrie geltenden Normen, in allen Gebieten, die als Exportländer mit wesentlichen in Betracht kommen, verbreitet worden sind. Aus allen Berichten deutscher Exporteure und deutscher Außenhandelsvertreter geht hervor, daß die deutsche Industrie beim Absatz ihrer Ware darunter zu leiden hat, daß in großen ausländischen Marktgebieten fast nur Industrieprodukte absetzbar sind, die englischen und amerikanischen Normen entsprechen, weil diese Normen allein in den dortigen Ländern bekannt sind und die Abnehmer ihre Bestellungen in immer zunehmenden Maße nach diesen Normen richten. Es ist dies die Folge einer rührigen Arbeit, wie sie besonders von den Vereinigten Staaten von Amerika betrieben worden ist. So hat das Handelsministerium in Washington ein besonderes Büro eingerichtet, in dem amerikanische Normen in fremde Sprachen übersetzt und im Auslande kostenlos verteilt werden. Durch Uebersetzung ins Portugiesische und ins Spanische ist besonders der südamerikanische Markt im ausgedehnten Maße an die Verwendung amerikanischer Normen gewöhnt worden.

Selbst staatlichen Stellen, die für die Vergebung von Aufträgen maßgebend sind, sind die Normen kostenlos zur Verfügung gestellt worden und den staatlichen Aufträgen auch vielfach zu Grunde gelegt. Für den deutschen Lieferanten, der sich um diese Aufträge bewirbt, besteht dann die oft unüberwindbare Schwierigkeit, ein diesen Normen entsprechendes Angebot zu machen. Da die deutsche Norm mit den ausländischen Normen nur selten annähernd übereinstimmt, ist die Uebernahme eines Auftrages in vielen Fällen aus diesen Gründen garnicht möglich. Die Bestrebungen Amerikas auf diesem Gebiete gehen aber noch weiter, was besonders aus der Abhaltung einer panamerikanischen Normenkonferenz zu ersehen ist. In dieser Konferenz wurde der Versuch gemacht, in den südamerikanischen Staaten eine eigene Normenbewegung und die Gründung nationaler Normenausschüsse anzuregen; mit dem Zweck, daß sich diese einzelnen nationalen Normenausschüsse der südamerikanischen Staaten bei Ausarbeitung ihrer Normen eng an weitgehenden Vorarbeiten der Industrie und der staatlichen Stellen der Vereinigten Staaten halten.

Neben dieser von den staatlichen Stellen selbst unternommenen oder wenigstens unmittelbar unterstützten Arbeit mit dem offen zugegebenen Zweck einer Exportförderung, steht das Vorgehen einzelner großer, privater Industriezweige, die ebenfalls die für ihr Gebiet maßgebenden Industrienormen in fremde Sprachen übersetzt und weitgehend verbreitet haben. Nach den bisherigen Erfahrungen läßt sich sagen, daß die nicht unbeträchtlichen Kosten, die besonders Amerika und England sowohl in amtlichen Büros wie durch private Organisationen aufgewendet haben, sich reichlich durch eine Zunahme von Auftragserteilungen und Exportmöglichkeiten bezahlt gemacht haben.

Gegenüber diesem weitausschauenden Vorgehen unserer beiden angelsächsischen Konkurrenten auf dem Exportmarkt steht Deutschland bisher leider im Hintergrunde. So erfolgreich bisher die Tätigkeit des Normenausschusses der deutschen Industrie im Inlande gewesen ist, so wenig bestand bisher aus rein finanziellen Gründen eine Möglichkeit, in wesentlichem Maße für eine Verbreitung deutscher Normen im Auslande zu sorgen. Diesen Vorsprung der anderen Länder gilt es einzuholen, wenn man sich auch der Erkenntnis nicht verschließen kann, daß die deutsche Wirtschaft im gegenwärtigen Augenblick nicht in der Lage ist, dieselben Mittel aufzuwenden, wie dies besonders in dem reichen Amerika möglich war. Der Normenausschuß der deutschen Industrie hat daher in enger Zusammenarbeit mit den Spitzenverbänden der Wirtschaft und auch den zuständigen Behörden sowie mit den Vertretern des Exporthandels und auch den deutschen Handelskammern im Ausland die Vorarbeiten für eine Verbreitung deutscher Normen im Auslande in die Wege geleitet. Das Hauptgewicht der Arbeiten, ebenso wie die finanziellen Lasten muß allerdings von den hauptsächlich an dieser Art der Exportförderung interessierten Wirtschaftszweigen selbst getragen werden, da bedauerlicherweise auf eine finanzielle Unterstützung von Seiten amtlicher Stellen bei der gegenwärtigen Finanzlage des Reiches nicht zu rechnen sein wird. Die zu leistende Arbeit wird sich daher im Anfang auch auf einige wenige Industriezweige und die für diese notwendigen Normen beschränken. In erster Linie kommen hier die elektrotechnische und die Werkstoffindustrie in Betracht, die bereits aus eigener Initiative die ersten Anfänge der zu leisten Arbeiten aufgegriffen haben. Es kann nicht genug anerkannt werden, daß sich diese Industrien auch unter den herrschenden schwierigen Verhältnissen dieser Aufgabe unterzogen haben und damit eine Arbeit unternommen haben, die in erster Linie selbstverständlich den eigenen wirtschaftlichen Interessen dieser Industrie dient, darüber hinaus aber als eine Erweiterung des deutschen Exportmarktes auch im Interesse der ganzen deutschen Volkswirtschaft liegt. Diese Arbeiten verdienen daher eine weitgehende Beachtung der deutschen Oeffentlichkeit und insbesondere das Interesse aller derer, die in irgendeiner Weise an dem Absatz deutscher Waren im Auslande besonders interessiert sind. Nur dann ist zu hoffen, daß die jetzt begonnenen Arbeiten, die zunächst auf eine Uebersetzung von elektrotechnischen und Werstoffnormen ins Spanische und Portugiesische, sowie ins Englische beschränkt werden soll, einen immer weiteren Umfang annehmen werden und daß auf diese Weise die Unkenntnis deutscher Normen im Ausland langsam schwindet. Besonders auch der ostasiatische Markt muß mit deutschen Normen in Zukunft bearbeitet werden, denn hier haben technische Lieferungsbedingungen, wie sie die Normen ja im weitesten Sinne darstellen, noch eine viel weitgehendere Bedeutung; denn das Recht der dortigen Staaten kennt eine dem europäischen Begriff etwa angepaßte Regelung des Kaufrechts nicht. Es hat sich daher schon wiederholt die Lage ergeben, daß für viele Fragen insbesondere der Mängelhaftung und Kauf- und Werklieferungsverträge die Uebereinstimmung der gelieferten Ware mit den bestehenden und in dem dortigen Land bekannten technischen Lieferungsbedingungen die einzige sichere Grundlage für den Rechtsstreit zwischen Käufer und Verkäufer bildet.

Nachtluftverkehr

Vor kurzem mußte der Sommerflugplan der „Deutschen Lufthansa“ dem sogenannten Herbstflugplan Platz machen. Dieser unterscheidet sich von seinem Vorgänger, abgesehen von dem Fortfall einiger Saisonluftverkehrsstrecken, durch Aenderungen der Start- und Landezeiten. Die kürzer werdenden Tage bedingen diese Aenderungen, da wir vorläufig in der Hauptsache auf die Durchführung des Luftverkehrs am hellen Tage angewiesen sind. Der Nachtluftverkehr ist in Deutschland aus Mangel an Mitteln bisher nur in sehr geringem Umfang ausgebaut. Nur die Strecken Hannover—Berlin und Berlin—Königsberg sind mit der nötigen Bodenorganisation ausgerüstet, um einen ständigen Nachtluftverkehr durchführen zu können.

Vor einem Jahr sprach und schrieb man noch von den „Gefahren des Nachtfluges“ und konnte unwidersprochen feststellen, daß „die gefürchtetsten Feinde der Luftschiffahrt noch Dunkelheit und Nebel“ seien. Wie steht es heute damit? Soweit wir vom Nebel sprechen, müssen wir leider die Tatsache feststellen, daß wir gegenüber dem Vorjahr noch nicht viel weiter gekommen sind. Zwar bietet der Flug in Nebel und Wolken heute keine Schwierigkeiten mehr. Die moderne Instrumentenausrüstung der Flugzeuge hilft den Piloten, auch ohne Erdsicht ihren Weg zu finden. Dagegen macht Bodennebel, sobald er auf Landungsplätzen liegt, jede Landung eines Flugzeuges unmöglich und nur das Luftschiff könnte die bei einer derartigen Wetterlage auftretenden Schwierigkeiten zur Not überwinden.

Anders ist es mit der Dunkelheit. Diese ist heute wirklich überwunden und bildet für den modernen Luftverkehr absolut kein Hindernis mehr, und ebensowenig kann man heute noch von irgendwelchen „Gefahren des Nachtfluges“ sprechen. Wer selbst, wie ich, Gelegenheit hatte, mit der „Deutschen Lufthansa“ eine Nachtflugstrecke abzufliegen, wird, auch ohne Fachkenntnisse, diese Ueberzeugung teilen. Gewiß, — es war eine lange Zeit der Versuche und Vorarbeiten notwendig, um die Nachtfliegerei bis zu ihrer heutigen Vollkommenheit durchzubilden. Heute aber, wo sich die Organisation eingelaufen hat, und wo die Piloten eine erstaunliche Sicherheit erreicht haben, muß man ohne weiteres feststellen, daß der Nachtflug in Bezug auf Sicherheit dem Luftverkehr am Tage nicht im geringsten nachsteht. Im Gegenteil, das Fliegen bei Nacht hat gegenüber dem Tagluftverkehr manche Annehmlichkeiten, so daß man schon aus diesem Grunde wünschen möchte, daß sehr viel Luftverkehrsstrecken als jetzt von den Tages- in die Nachtstunden verlegt werden.

Ganz abgesehen von der wirtschaftlichen Notwendigkeit, genau wie bei der Eisenbahn die Nachtstunden für die Reise in Anspruch zu nehmen, kann man feststellen, daß das Fliegen bei Nacht für die Reisenden sehr viel angenehmer und ruhiger ist, als der Flug im schönsten Sonnenschein, der gar zu oft die gefürchtete Seekrankheit als unangenehme Begleiterscheinung hat. Infolge der fehlenden Sonneneinstrahlung und der dadurch verursachten vertikalen Luftströmungen liegt das Nachtflugzeug vollkommen ruhig, „wie ein Brett“, in der Luft, und manchmal könnte man meinen, daß man in einem Motorwagen auf Schienen dahinrollt. Die Augenverbindung mit der Erde wird durch die zahlreichen überflogenen Ortschaften mit ihren Lichtern aufrechterhalten und vor allem durch die in regelmäßigen Abständen überflogenen Streckenfeuer. Die ganze Strecke vom Ausgangshafen bis zum Zielhafen ist in Abständen von 25 bis 30 Kilometer Länge mit Drehscheinwerfern ausgerüstet, die bei normaler Sicht eine Tragweite von etwa 60 Kilometer haben. Der Führer des Nachtflugzeuges hat also nach Ueberfliegen eines dieser Hauptfeuer schon die nächsten beiden in Sicht. Zwischen diesen Hauptfeuern sind auf etwa 5 km Abstand elektrisch oder mit Gas betriebene Nebenluftfahrtfeuer aufgestellt mit einer mittleren Tragweite von 15 bis 15 km. Interessant und in der Oeffentlichkeit wenig bekannt ist, daß die Flugplätze für Start und Landung außer der Kennzeichnung ihrer Begrenzung, von Hindernissen und der Windrichtung keine besondere Nachtflugbeleuchtung aufweisen. Der Start vollzieht sich deshalb in vollkommener Dunkelheit, während bei der Landung dem Führer unter den Tragflächen angebrachte Magnesiumfackeln, die kurz vor der Landung elektrisch entzündet werden, zur Verfügung stehen. Diese Einrichtungen haben sich während der bisherigen Betriebsdauer der Nachtstrecken als vollkommen genügend erwiesen.